


AUSNAHME ZUSTAND KRISE

KLIMA
RASSISMUS
DIGITALISIERUNG
STADTPLANUNG
STUDIUM
ZEIT

 PLANIK | AUSGABE 81

WINTERSEMESTER 2020/2021

Inhalt

Editorial	3
-----------	---

Schwerpunkt

Hartmut Rosa und das Regime der sozialen Be- und Entschleunigung	8
Paradigma in der Krise	10
Städte und Gemeinden in der Klimakrise	11
Digitalisierung – Nutzungen der Daten in Pandemiezeiten	13
Auf den Spuren von...	15

Innehalten

Timescapes	18
The Distant	19

Campus

Hochschulen in der Krise. Wir müssen reden!	22
Digitale Lehre – Einblick in den Studienalltag	26
Reflexion Online–Semester	28
Tipps fürs (Online–)Studium	29
werk stadt – für alle	31
Studienberatung des ISR im Homeoffice	32

Redaktion:

Abhiyan Bhusal
Lara Danyel
Judith Gerhardt
Florian Matern
Lilly Schnell
Benedikt Schroeter

Layout:

Lilly Schnell

Cover:

Lilly Schnell

Editorial

Text: Lara Danyel und Florian Matern



OP-Maske – Die neue Normalität (Foto: Lilly Schnell)

Liebe Studierende,

vieles ist im Umbruch, aber manches bleibt dann doch beim Alten. Deshalb lest ihr gerade die Ausgabe 81 der Planik, die nach einem kleinen Winterschlaf frisch erwacht ist. Die Redaktion der Planik hat sich nach einem regelrechten Generationenwechsel neu gefunden und damit ermöglicht, dass die Planik weiterhin als studentische Zeitschrift des ISR fortbesteht. Wir freuen uns, euch diese erste Ausgabe der neuen Redaktion vorstellen zu dürfen und sind gespannt auf eure Kommentare, Anregungen und offen für weitere Verstärkung! Sagt uns Hallo über: planik@projektrat.de

Knapp ein Jahr ist es her, dass das neuartige Corona-Virus erstmals in Deutschland nachgewiesen wurde. Knapp ein Jahr lang leben wir nun schon in dieser neuen Normalität. Unsere Masken stecken wir genauso selbstverständlich in unsere Tasche wie unsere Schlüssel, sobald wir das Haus verlassen. An vieles konnte man sich schnell gewöhnen, an anderes weniger.

AUSNAHME

Nun ist auch das zweite Online-Semester überstanden; mindestens ein Weiteres steht uns noch bevor. Wir alle gehen ganz unterschiedlich mit Herausforderungen um, die uns Social Distancing, Home-Office und Online-Universität stellen – doch was uns allen fehlt, ist ein studentischer Austausch darüber, wie es uns gerade eigentlich geht!

Der Campus ist leer, die Uni geschlossen und auch zoom-Calls können nur begrenzt das ersetzen, was uns physische Begegnungen in der Plawi oder im Atelier vor Corona gegeben haben. Denn, und das ist uns besonders in den tristen Wintermonaten bewusst geworden, die Universität fehlt uns nicht nur als Ort der Lehre und des Zusammenarbeitens, sondern auch als Ort des sozialen Miteinanders und des Austauschs. Die Planik-Ausgabe Nr. 81 zieht deshalb ein erstes Resümee über die Auswirkungen der Corona-Krise auf den Alltag der Studierenden am ISR.

Der Campus ist leer, die Uni geschlossen und auch zoom-Calls können nur begrenzt das ersetzen, was uns physische Begegnungen in der Plawi oder im Atelier vor Corona gegeben haben. Denn, und das ist uns besonders in den tristen Wintermonaten bewusst geworden, die Universität fehlt uns nicht nur als Ort der Lehre und des Zusammenarbeitens, sondern auch als Ort des sozialen Miteinanders und des Austauschs. Die Planik-Ausgabe Nr. 81 zieht deshalb ein erstes Resümee über die Auswirkungen der Corona-Krise auf den Alltag der Studierenden am ISR.

ZUSTAND

Einer Soziologie der Beschleunigung nach Hartmut Rosa widmet sich der Artikel von Lilly S. auf Seite 8. Was passiert in einer Gesellschaft, die auf Beschleunigung setzt und auf einmal still steht? Oder ist die Corona-Krise eine unausweichliche Konsequenz der Taktung unseres Lebens? Wollen wir überhaupt zurück in einen Zustand wie vor der Pandemie?

Jede Krise erreicht früher oder später auch ihren Wendepunkt und dieser schafft Raum für einen Neuanfang. Welches Potenzial für Veränderungen darin liegen kann, beschreibt Florian M. in seinem Artikel *Paradigma in der Krise* auf Seite 10.

KRISE

Die Corona-Pandemie ist medial so omnipräsent, dass viele andere Krisen in den Hintergrund geraten. Die Klimakrise ist eine davon. Leonard N. hat sich intensiv mit Möglichkeiten der Einflussnahme auf den Klimawandel durch nachhaltigen Städtebau im Rahmen seiner Bachelorarbeit auseinandergesetzt und seine Erkenntnisse auf den Seiten 11–12 zusammengefasst.

Als Reaktion auf die Pandemie haben zahlreiche Staaten das Sammeln kollektiver Daten intensiviert. Innovative Strategien im Umgang mit den Daten konnten vielerorts zu einer Eindämmung des Pandemiegeschehens entscheidende Beiträge leisten. Doch in einer Gesellschaft, in der Big Data vor allem durch wirtschaftliche Interessen angetrieben wird, stoßen Tracking-Apps wie die Corona-Warn-App auch auf Kritik. Die Möglichkeiten und Gefahren des

Sammelns kollektiver Daten diskutiert Abhiyan B. auf den Seiten 13–14.

Was Corona gerade mit unserem tiefsten Inneren macht, weiß die Kunst wohl am besten auszudrücken. Abhiyan B. und Friederike P. kommentieren das Zeitgeschehen durch zwei Gedichte, die auf den Seiten 18 und 19 zu finden sind.

Eine Zeit des Innehaltens – so vermag manch eine*r das letzte Jahr wahrgenommen zu haben. Eine Gruppe Stadtplanungsstudierender hat die Zeit des Stillstands genutzt und fragt, was sich gerade jetzt an den deutschen Hochschulen nicht nur für ein besseres Planungsstudium ändern muss. Was es dafür außer mehr Geld und mehr Raum noch so braucht, erfahrt ihr auf den Seiten 22–25.

Das Online-Studium ist so eine Sache, an die man sich zwar gewöhnen kann, aber eigentlich nicht will. Auf den Seiten 26–27 reflektiert Lara D. in ihrem Artikel *Digitale Lehre - Einblicke in den Studienalltag* die vielschichtigen Auswirkungen der Pandemie auf ihren Studienalltag und ruft dazu auf, die Vereinzelung zu durchbrechen, indem wir gemeinsam Visionen für ein Studium nach Corona entwickeln. Das persönliche Pro und Contra ihres Online-Studiums hat auch Olga S. in ihrem Artikel auf Seite 28 abgewogen.

Wie ihr leichter durch das nächste Online-Semester kommt, haben wir für euch in unseren Tipps für das Online-Studium auf den Seiten 29 und 30 zusammengefasst.

Nicht nur die universitäre Lehre, sondern auch das studentische Engagement und der berufliche Alltag der Studierenden haben sich durch die Pandemie massiv verändert. Am ISR steht vieles still, aber wer genau hinschaut, bemerkt doch die ein oder andere Veränderung. Drei Studierende haben gerade eine neue Projektwerkstatt gegründet, die ihr ab dem Sommersemester 2021 besuchen könnt. Worum genau es den Initiator*innen dabei geht, erfahrt ihr auf Seite 31.

Wie wichtig die Studienberatung gerade in Krisenzeiten ist und wie der Betrieb weiterhin aufrechterhalten werden kann, skizziert zum Schluss Lena H. auf Seite 32.

Und jetzt: Viel Spaß beim Lesen!



Potsdamer Platz (Foto: Lilly Schnell)

Schwerpunkt





Hartmut Rosa und das Regime der sozialen Be- und Entschleunigung

Die Frage nach der Zeit danach – also die Zeit nach der Corona-Krise – beschäftigt viele Menschen. Ist der Zustand vor der Krise normal und erstrebenswert für die Zukunft?

Text: Lilly Schnell

Der Lockdown im März 2020 traf viele Menschen und das gesamte gesellschaftliche und wirtschaftliche System Deutschlands unvorbereitet. Anfang des Jahres 2020 war SARS-CoV-2 noch ein Virus, das eine Epidemie in China verursacht hatte und erschien vielen weit entfernt. Ein Großteil der Gesellschaft konnte sich nicht vorstellen, dass ein Virus weitreichende Einschränkungen im Alltag, im Leben oder in der Wirtschaft bewirken könnte. Dass ein Virus keine Landesgrenzen kennt und es sich die Globalisierung und mit ihr unsere beschleunigte Gesellschaft zunutze machen würde, wollte wohl niemand so recht wahrhaben.

Der Beginn der Industrialisierung in Europa und Nordamerika kennzeichnete den Beginn der Beschleunigung der Welt und der Gesellschaft. Die Bedeutung der Zeit nahm zu, die Städte wuchsen und die Menschen versuchten eben diese Zeit zu zähmen. Taschenuhren, Werksuhren und Bahnhofsuhren lösten den Glockenschlag als Tageseinheit ab. Die Gesellschaft schuf Strukturen um zu wachsen und sich zu beschleunigen und trat in einen Zustand der unaufhörlichen Dynamik ein, wie Marshall Berman in seinem Werk *All that is solid melts into air* die Modernität beschreibt. Kunstschaffende Personen reagierten auf die sich immer weiter beschleunigende Gesellschaft in ihren musikalischen, malarischen oder literarischen Werken. Getrieben wurden diese Beschleunigungstendenzen durch Erfindungen wie die Dampfmaschine, die Eisenbahn oder das Telefon. Gleichzeitig verursachten die technischen Beschleunigungsschübe auch Diskurse zu Be-

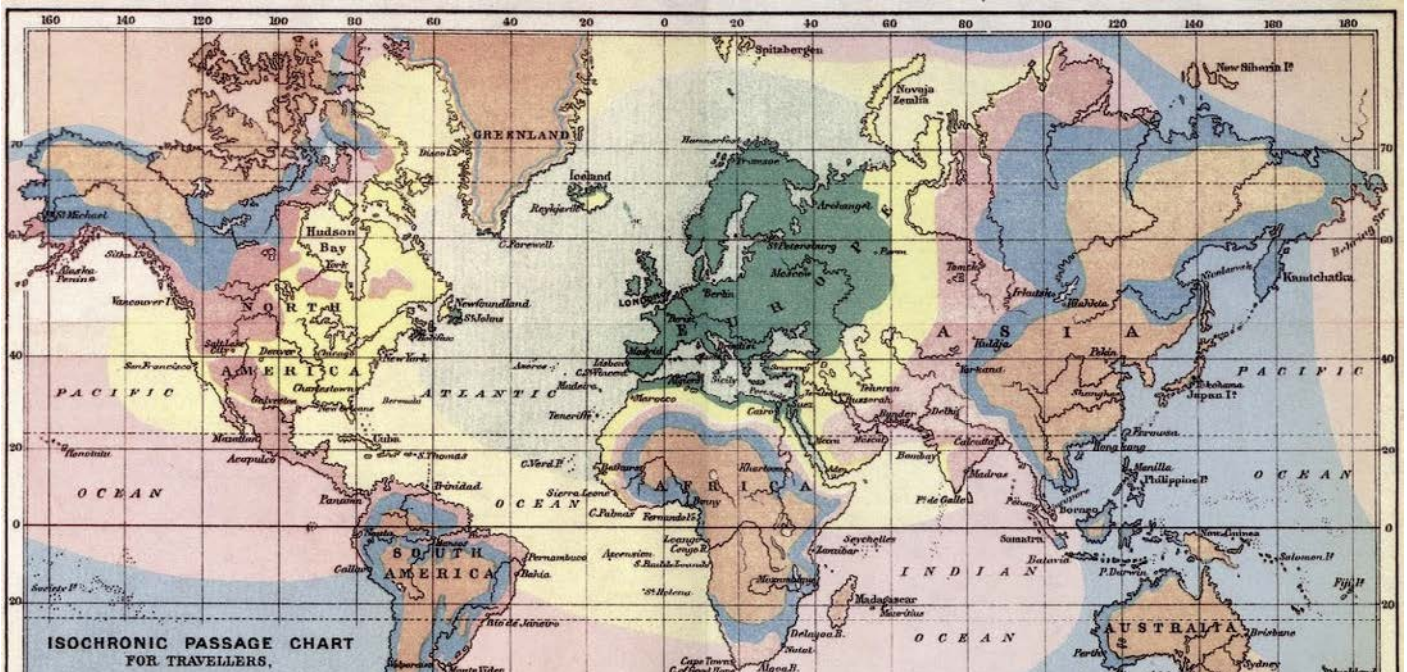
und Entschleunigung, wobei letztere zu einer nostalgischen Sehnsucht nach der langsamen Welt und einer Zeit vor der Beschleunigung führten.

Diese Sehnsucht ist auf die Zeitknappheit zurückzuführen, die viele Menschen damals wie heute verspüren. Verlagert sich die Arbeit ins Homeoffice ist der erste Gedanke: „Die Technik ermöglicht mir einen Zeitgewinn, ich habe mehr Freizeit“. Sehr oft erweist sich diese Annahme als Trugschluss. Die Beschleunigung des Lebens schreitet trotzdem weiter voran. Hartmut Rosa thematisiert sie und ihre Verbindung zu unserem Leben in seinem Werk *Beschleunigung* und teilt sie in drei Kategorien ein: den schnellen Ortswechsel, die Häufigkeit der Ortswechsel und die Beschleunigung des Lebenstempos. Den ersten Fall nennt er *technische Beschleunigung*, zu welcher er Computertechnologien oder Steigerungen von Leistungssportler*innen zählt. Den zweiten nennt er *Beschleunigung des sozialen Wandels*. Darunter fasst er die Beschleunigung von Berufs-, Intimpartner*innen- oder Vereinswechsel. Die dritte Kategorie der Beschleunigung ist für ihn die *Beschleunigung des Lebenstempos*. Zu dieser zählt er Erscheinungen wie Fast Food oder Speed-Dating. Die Beschleunigungsgesellschaft entsteht nach Rosa durch eine strukturelle und kulturelle Verknüpfung der technischen Beschleunigung und der Steigerung des Lebenstempos. Vereinfacht gesagt: Die Gesellschaft hat sich darauf konditioniert, technische Errenschaften zum Wachstum und nicht zur Zeitgewinnung zu nutzen.

Die Steigerung von Arbeitsmengen wird durch Technik ermöglicht, aber nicht erzwungen. Zur Veranschaulichung noch ein kleines Beispiel: Seitdem die Kommunikation per E-Mail stattfindet, hat sich die Menge an ausgetauschten Inhalten im Vergleich zum Briefverkehr wesentlich gesteigert. Durch die technischen Möglichkeiten begünstigt nutzen die Menschen nicht etwa die gewonnene Zeit als Freizeit, sondern tauschen immer mehr Inhalte in immer kürzerer Zeit aus.

Mit Beginn der Corona-Krise entdeckte die Gesellschaft plötzlich eine neue Dimension der radikalen Entschleunigung, die jedoch nicht mit der nostalgischen Sehnsucht im Zusammenhang stand. Und die digitale Beschleunigung mit Homeoffice oder dem Online-Semester ließ nicht lange auf sich warten. Ein Urlaub auf Bali wird als wohltuende Entschleunigung wahrgenommen, der erzwungene Lockdown in der eigenen Wohnung als beengend, weil wir die theoretisch zugänglichen Orte nicht mehr erreichen können. Rosa nennt es die räumlich und zeitlich schrumpfende Weltweite, die wir mehr oder weniger freiwillig in Kauf nehmen, um die Rate der Neuinfektionen und damit auch die der Todesfälle zu senken. Um die Veränderung der Weltweite greifbar zu machen, sind Erreichbarkeitskarten interessant, die die Reisezeit von London aus in die Welt darstellen.

Die hier abgebildete Karte von 1881 steht im starken Gegensatz zu unseren heutigen Reisezeiten (ohne Corona-Beschränkungen). Während die Reise zur amerikanischen Küste im Jahr 1881 noch 10–20 Tage einnahm,



Reisezeit: Grün – innerhalb von 10 Tagen, Gelb – 10–20 Tagen, Pink – 20–30 Tage, Blau – 30–40 Tage, Braun – mehr als 40 Tage (Abbildung: Francis Galton's isochronic map (1881), commons lizence)
https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/86/Isochronic_Passage_Chart_Francis_Galton_1881.jpg

so sind es heute mit dem Flugzeug gerade einmal sechs Stunden. Der große Zeitgewinn – oder anders ausgedrückt: die Beschleunigung der Welt, innerhalb von mehr als 100 Jahren – ist enorm und hat unser Zeit- und Raumverständnis nachhaltig verändert. Es ist eine Selbstverständlichkeit, in wenigen Stunden fast überall auf der Welt sein zu können. Die Selbstisolation fühlt sich für uns daher noch bedrückender an, weil wir unsere mögliche Weltweite einschränken müssen. Selbst Orte in der eigenen Stadt erscheinen jetzt weit entfernt. Wir erleben eine, wie Rosa es nennt, monströse Unverfügbarkeit von vielen Dingen. Einzig die reine Zeit steht uns jetzt in großen Mengen zur Verfügung. Rosa beschreibt es als Defizit- oder Entfremdungserfahrung, die eine Beschleunigung in der digitalen Welt zur Folge hat. Der Mensch ist ordnungs- und kontrollbedürftig und versucht den Kontrollverlust wieder in einen Normal-Modus zu verwandeln. In dem Versuch wieder alles verfügbar und kontrollierbar zu machen, verlagern wir viele Aktivitäten in den digitalen Bereich, der aber keinen gleichwertigen Ersatz für den materiellen Raum darstellen kann.

Doch nicht nur dem einzelnen Individuum gefällt die erzwungene Entschleunigung nicht. Vor allem die Wirtschaft musste erkennen, dass sie abhängig von einer immerwährenden Beschleunigung

ist. Stimmen werden laut, die die Krise als Chance sehen und etwas verändern wollen. Die Krise zeigt: Wir müssen uns mit den Themen Zeit und Beschleunigung auseinandersetzen, da sie essentielle und selbstgewählte Bestandteile unserer Gesellschaft sind und einen großen Einfluss auf unser Leben nehmen.

Auch für die Planung von Städten ist die Betrachtung von Zeit und Beschleunigung wichtig. Der Planungsbedarf in Städten steigt stetig mit der unaufhörlichen Dynamisierung der Welt, die Reichweite des Planbaren hingegen sinkt. Um als Planende handlungsfähig zu bleiben muss durch Flexibilität, Spontantät und Improvisationsvermögen eine kurzfristige Zeitsouveränität erlangt werden. Die IBA Emscher Park brachte bspw. ein neues Prinzip in die internationale Stadtplanung: den perspektivischen Inkrementalismus, der es Planenden ermöglichen soll, in einem prozessualen Aufbau der Planungen auf eine sich stetig verändernde Welt reagieren zu können. Der Begriff Resilienz findet ebenso Einzug in den Stadtplanungskontext, da er ein Scheitern beinhaltet, es aber ermöglicht zu reagieren. So können Städte versuchen sich an die rasant ändernde Welt anzupassen und in Krisen, wie der jetzigen, umsichtig zu handeln.

Der Zustand vor der Corona-Krise war bestimmt von Beschleunigung und einer, sich immer weiter polarisierenden Welt, doch die Entschleunigung durch die Corona-Maßnahmen hat keine Verbesserung des beschleunigten Lebens herbeigeführt. Vielmehr sind bestehende gesellschaftliche Ungleichheiten verstärkt worden und die Beschleunigung wurde ins Digitale verschoben. Doch die Krise hat sichtbar gemacht, was im beschleunigten Alltag vor der Corona-Krise allzu gern unter den Teppich gekehrt wurde oder nicht genug Potenzial für eine Debatte hatte. Der Ausnahmezustand öffnete Fassaden in der Gesellschaft und verstärkte Handlungsbedürfnisse. Ob die Chancen der Krise genutzt werden, um politisch und gesellschaftlich etwas zu ändern, bleibt abzuwarten. Das maximierende und optimierende Wesen des Menschen wird wohl nicht so schnell geändert werden, zu tief sind wir alle in diesem System aus Zeit und Kontrolle verhaftet. Auch nach dieser besonderen Zeit werden wir wohl schnell wieder zu der Lebenseinstellung zurückkommen: „Wir haben keine Zeit, obwohl wir sie im Überfluss gewinnen“ (Rosa 2008).

Buchempfehlung:

Rosa, H. (2008): Beschleunigung: Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, 1. Auflage, Suhrkamp, Frankfurt am Main.

Paradigma in der Krise

Die Covid-19-Pandemie bringt viele theoretische Annahmen des modernen Städtebaus ins Wanken. Doch welche Veränderungen werden sich langfristig in der Planungspraxis etablieren?

Text: Florian Matern

Seit knapp einem Jahr verändert die Covid-19-Pandemie gesellschaftliche, wirtschaftliche und auch soziale Paradigmen und noch ist nicht absehbar, wie fundamental und nachhaltig sie die Stadtplanung verändern wird. Jahrzehntlang war die Nachverdichtung der Innenstädte eine unangefochtene Praxis in der Stadtplanung, um dem anhaltenden Flächenverbrauch entgegenzuwirken und eine Zersiedlung von Landschaften zu verhindern – Innenentwicklung vor Außenentwicklung. Corona scheint dabei eine Art *Game-Changer* zu sein. Zügellose Nachverdichtung und eine damit einhergehende, hohe städtebauliche Dichte stehen in ihren Grundsätzen zur Debatte. Während die Zahl der Kritiker*innen bislang klein geblieben war, stießen vermehrt kritische Stimmen in der anhaltenden Pandemie eine neue Diskussion an.

Die Fragen nach der Post-Corona-Stadt drängen sich nicht nur in der wissenschaftlichen Debatte auf. Wie soll unsere Post-Corona-Stadt generell aussehen? Was passiert mit den durch Home-Office freiwerdenden Büroflächen? Wo ist noch Platz für breitere und vor allem mehr Fahrradwege, mehr Grün- und Freiflächen, um auch in ähnlichen, zukünftigen Szenarien ohne Infektionsrisiko spazieren gehen zu können? Wie schaffen wir in der dicht bebauten Stadt Platz für mehr Open-Air-Theater, –Clubs und –Museen, um die Kultur am Leben zu erhalten?

In der Zwischenzeit zeichnet sich ein spannendes Bild: Innerstädtische Fahrradwege, die vermeintlich jahrzehntelange Vorplanung benötigen, sprießen als Pop-Up-Wege über Nacht

aus dem Boden und verleihen der verschlafenen Berliner Mobilitätswende frische Energie. Nachbarschaftliche Solidarität wird in den stigmatisierten Vierteln der Stadt sichtbar. Temporär geschlossene Clubs bieten zeitgenössischer Kunst eine Plattform und werden neu bespielt. Oder aber: Die Vollstreckung von Zwangsräumungen wird zeitweise ausgesetzt, um Menschen in Zeiten von Corona vor der Obdachlosigkeit zu bewahren. Bereits jetzt stehen viele Errungenschaften aus der Corona-Krise realpolitisch unter Beschuss. Politiker der AfD klagen gegen die Pop-Up-Fahrradwege, Wohnraum für Obdachlose, wie beispielsweise in den zwischenzeitlich besetzten Häusern der Haabersathstraße werden zugunsten von luxuriösen Eigentumswohnungen abgerissen und die Berliner Kulturszene kämpft weiter ums Überleben.

Die Corona-Pandemie wirkt vielerorts wie ein Katalysator für politische und gesellschaftliche Entwicklungen. Die Auswirkungen der Pandemie auf die Stadtplanung werden sich nicht auf akademische Debatten über Planungstheorien begrenzen lassen, sondern mehr und mehr Bestandteil der planerischen Praxis werden.

Welche der beschriebenen Phänomene auch längerfristig bestehen und was lediglich Gegenstand von Diskussion in den (Online-)Hörsälen bleibt, wird sich zeigen. Klar ist, dass dies nicht zuletzt auch in den Händen der Studierenden liegt. Gerade in Zeiten des Umbruchs gilt es sich einzusetzen und die Stimme zu erheben, insbesondere für die, die dazu nicht die Möglichkeit haben.



Athen (Foto: Florian Matern)

Städte und Gemeinden in der Klimakrise

Die Folgen des anthropogenen Klimawandels wirken sich auch auf deutsche Städte aus, doch knappe Haushaltslagen erschweren die notwendige Anpassung. Welche Rolle kann die Städtebauförderung in dieser Krise einnehmen?

Text: Leonard Noack

Starkregenereignisse, Dürreperioden, Tropennächte und letztendlich verschobene Vegetationsperioden – das Klima ändert sich auch in europäischen Breitengraden spürbar und stellt Kommunen vor die Herausforderung, sich an die neuen Bedingungen anzupassen. Inzwischen haben über 70 Städte und Gemeinden in Deutschland symbolisch den Klimanotstand ausgerufen. Doch viele Kommunen sind bereits mit sozialen und ökonomischen Aufgaben, bedingt durch den demografischen Wandel, überfordert. Sowohl die finanziellen als auch personellen Ressourcen genügen hinten und vorne nicht.

Neuausrichtung der Städtebauförderung

Die Städtebauförderung soll v. a. finanzschwache Kommunen bei der Bewältigung dieser Aufgaben unterstützen und wird kontinuierlich an die aktuellen Fragestellungen angepasst. Im Jahr 2021 feiert das Programm 50-jähriges Jubiläum und kann auf viele Erfolge zurückblicken. In Vorbereitung auf das Ende des Solidarpakts II wurde, unter Berücksichtigung der Kritik aus der Fachwelt und der Erfahrungen aus der Praxis, seit 2017 intensiv über die jüngste Weiterentwicklung der Städtebauförderung debattiert.

Die Bedeutung der Themen Klimaschutz und Klimaanpassung in der Städtebauförderung ist sukzessive gewachsen, doch stellt sich die Frage, ob sie überhaupt ein geeignetes Instrument ist, die Kommunen bei dieser Aufgabe zu unterstützen oder ob gesonderte Förderprogramme nicht eher geeignet wären.

Schließlich gibt es mit der Nationalen Klimaschutzinitiative des Bundesumweltministeriums ein weiteres Förderprogramm, welches seit 2008 die Kommunen u. a. bei der Aufstellung von Klimaschutzkonzepten unterstützt. Mit der Städtebauförderung lassen sich hingegen seit 2007 bauliche Maßnahmen finanzieren, die zum Klimaschutz beitragen. Maßnahmen zur Klimaanpassung sind seit 2012 förderfähig geworden und rücken seitdem weiter in den Vordergrund.

Mit der erarbeiteten Neuausrichtung der Städtebauförderung 2020 wurde die Struktur des Programms neu sortiert und auf drei Programme reduziert: Lebendige Zentren, Sozialer Zusammenhalt sowie Wachstum und nachhaltige Erneuerung. Gleichzeitig sind Maßnahmen zum Klimaschutz und zur Klimaanpassung zur Fördervoraussetzung im Rahmen der städtebaulichen Gesamtmaßnahme geworden. Um den integrierten Charakter der Städtebauförderung zu stärken, wurde ein Maßnahmenkatalog aus der ehemaligen Förderlandschaft entwickelt, mit dessen Inhalten die Kommunen den gewählten Förderschwerpunkt ergänzen können.

Während die ersten beiden Programme Fortführungen ihrer Vorgänger darstellen, wurden im Programm Wachstum und nachhaltige Erneuerung mehrere Themen miteinander verschmolzen. Warum ausgerechnet das politisch, ökonomisch wie gesellschaftlich umstrittene Thema Wachstum in den Titel aufgenommen wurde, bleibt fraglich. Hätte hier nicht der zweite Teil des Titels genügt? Immerhin werden die In-

halte des Stadtumbaus unter diesem Programm fortgeführt.

Einerseits erscheint es sinnvoll, dass die Themen Klimaschutz und Klimaanpassung programmübergreifend und verpflichtend angesiedelt wurden. Andererseits berücksichtigen die Kommunen dies bereits und werden nun in ihren Bestrebungen bestätigt – was lobenswert ist. Dennoch läuft die neue Struktur Gefahr, dass Maßnahmen, die ohnehin geplant waren, z. B. die Umgestaltung des öffentlichen Raums mit qualifizierten Begrünungen, nun unter falschem Titel geführt werden. Auch sind die Kommunen lediglich zu mindestens einer Klimamaßnahme im Rahmen der Gesamtmaßnahme aufgefordert. Zielführender wäre es gewesen, wenn die Kommunen sämtliche geplante Maßnahmen auf ihren Beitrag zum Klimaschutz und zur Klimaanpassung hin hätten überprüfen und ggf. dahingehend anpassen müssen. Die so erzeugte Effektivitätssteigerung der Maßnahmen wöge den Mehraufwand bei weitem auf.

Anpassung in den Kommunen

Die Auswirkungen des Klimawandels weisen regionale und lokale Unterschiede auf, dennoch gibt es eindeutige Trends, die für eine Anpassungsstrategie herangezogen werden können. Während in Brandenburg die sommerlichen Dürreperioden das Klima bestimmen werden, ist im Süden und Westen Deutschlands verstärkt mit Starkregen und Überflutungen zu rechnen. Hinzu kommt, dass Städte ihr eigenes, spezifisches, kleinräumiges Klima aufweisen. Faktoren wie Topographie, Bebauung und Grünflächen-

anteil, aber auch Baumaterialien und Oberflächenbeschaffenheit sind maßgebend für das individuelle Stadtklima.

Durch Klimafunktionskarten können besonders betroffene Standorte identifiziert werden. Klimasensible Bevölkerungsgruppen wie Kleinkinder, Kinder, Kranke und Ältere haben ein vorrangiges Schutzbedürfnis, sodass in erster Linie Kitas, Schulen und Pflegeeinrichtungen mit ihren Freiräumen angepasst werden sollten. Aber auch beliebte Aufenthaltsorte in der Stadt sind anpassungsbedürftig, um ihre Qualitäten zu wahren. Dies steht in direkter Verbindung zum Programm Lebendige Zentren.

Die Bandbreite an Maßnahmen ist umfangreich und bietet für so gut wie jede Situation eine Antwort. Ob klein- oder großräumig, kurz- oder langfristig, vertikal oder horizontal. Die Faktoren Strahlungstemperatur, Luftfeuchtigkeit und Verdunstungskühle bestimmen das menschliche Behaglichkeitsempfinden.

Verschattungselemente wie gezielte Baumpflanzungen und Sonnensegel verringern das Aufheizen des öffentlichen Raums. Gebäude hingegen speichern tagsüber Wärme und geben sie nachts wieder ab, sodass die Temperatur nicht so stark abfällt. Diesem Wärmeinseleffekt kann durch Baumaterialien wie Holz und eine helle Oberflächengestaltung entgegengewirkt werden, sodass sich die Objekte nicht so stark aufheizen. Dies kann auch

den Bedarf einer technischen Kühlung verringern und ist so gleichzeitig klimaschonend.

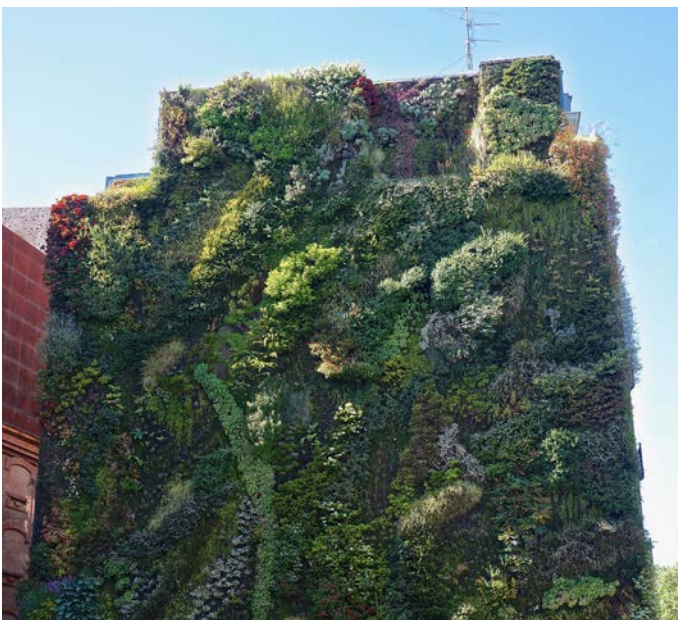
Mit Wasserelementen lässt sich die Umgebungstemperatur aktiv kühlen. Vertikale Wasserbewegungen haben durch Transpirationseffekte einen hohen Wirkungsgrad, horizontale Wasserflächen, in Verbindung mit Grünflächen, wirken ebenfalls positiv auf das Mikroklima und stellen Wohlfühlloasen in der verdichteten Stadt dar.

Dach- und Fassadenbegrünungen erfüllen vor allem eine wasserspeichernde bzw. -rückhaltende Funktion, können aber auch zur Abkühlung von Innen- und Außenräumen beitragen. Bestehende Kaltluftschneisen sind zu sichern und weitere nach Möglichkeit durch Freihaltung und Kanalisierung der Luftbahnen zu schaffen. Vor allem im Bestand stellt dies eine große Herausforderung dar, zumal Kaltluft bodennah zufließt und schon kleine Elemente eine Barriere darstellen können.

Die Entsiegelung von Flächen ist in jedem Fall erstrebenswert, um die Versickerung zu begünstigen und auch hier die Aufheizung von Flächen zu vermeiden. Stellplätze und Zufahrten sollten wenigstens wasserdurchlässig gestaltet werden. Gerade im verdichteten Innenstadtbereich ist jeder Quadratmeter versickerungsfähigen Bodens besonders wertvoll, um das Überflutungsrisiko bei Starkregenereignissen zu reduzieren.

Äußerst kritisch ist, neben den genannten Gestaltungselementen, die Vereinnahmung des Straßenraums durch parkende Fahrzeuge, die neben der Privatisierung des öffentlichen Raums auch aus klimatischer Sicht problematisch sind. Fahrzeuge haben durch ihre materielle Beschaffenheit eine besonders hohe Wärmekapazität und tragen ebenso zum Wärmeinseleffekt wie Gebäude aus Stahl, Glas und Beton bei. Sie führen außerdem zu einer Verengung des in Städten ohnehin schon schmalen Straßenraums, sodass die Zirkulation der Luft weiter reduziert wird.

Mit der Städtebauförderung können die Städte und Gemeinden diese Maßnahmen im öffentlichen Raum und an kommunalen Gebäuden kofinanzieren. Bund und Länder übernehmen dabei je ein Drittel der Kosten, wobei der kommunale Anteil des letzten Drittels unter bestimmten Bedingungen weiter gesenkt werden kann. Die Städtebauförderungsmittel stehen ausschließlich für öffentliche Investitionen bereit, bei privaten Vorhaben kann lediglich der unrentable Teil gefördert werden. Die genannten Maßnahmen lassen sich allgemein gut mit ohnehin anstehenden Instandsetzungsmaßnahmen im öffentlichen Raum kombinieren und dienen als Vorbild für Private. Den Städten und Gemeinden obliegt es also, vor allem den öffentlichen Raum lebenswert zu halten, indem nachteilige Folgen des Klimawandels minimiert werden.



Jardín Vertical Caixaforum, Madrid. (Foto: Leonard Noack)



Bosco Verticale, Mailand. (Foto: Lilly Schnell)

Digitalisierung – Nutzungen der Daten in Pandemiezeiten

Text: Abhiyan Raj Bhusal



„Give me a gun and i will make all Buildings move.“ -Bruno Latour (Abbildung: Abhiyan Raj Bhusal)

Was mit Daten alles möglich ist, hat sich in der Coronapandemie ziemlich gut gezeigt. In China und Südkorea ermöglichten GPS-Daten eine genaue Verfolgung einzelner Kontakte und Begegnungen von mit COVID-19 infizierten und gesunden Menschen. In dieser Situation wurden die Bürger*innen mithilfe einer Corona-App gewarnt. Ein Vorteil des kollektiven Nutzens der individuellen Daten ist hier also deutlich zu spüren, wenn wir überlegen wie stark die Infektionszahlen z. B. in China zurückgingen. Die Nutzung der kollektiven Daten ist nicht nur in Pandemiezeiten erdenklich, sondern in nahezu jedem Gebiet unseres täglichen bzw. professionellen Lebens anwendbar, z. B. in der Stadtplanung. Welche Chancen und Gefahren verbergen sich hinter dem Prinzip der Datensammlung für den kollektiven Nutzen in der Planung der Zukunftsstädte?

Utopie

Nicht mal den ersten Schritt aus dem Bett geschafft, schon gehen die Gardinen langsam von allein auf. Mit dem Tritt auf dem Boden fängt der Kaffee in der

Küche langsam an zu kochen. Auf dem Weg ins Bad läuft bereits die Lieblingsmusik, um mit bester Laune in den Tag zu starten. Es ist einer der trüben Tage im Winter. Das Smart Home hat durch die Sensoren den winterlichen Nebel schon erkannt und passt die Lichter dementsprechend an. Das Frischmachen geht jetzt viel entspannter und vor allem der Verbrauch ist durch die Bewegungserkennung drastisch reduziert. Den Kaffee geschnappt und auf geht es zur Arbeitsstätte! Ein persönliches Auto ist längst nicht zwingend notwendig. Durch die autonomen fahrenden Autos und die Möglichkeit des Car-Sharing kommt man beruhigt zur Arbeit. Das autonome Fahren hat sich nicht nur auf die Autos selbst ausgewirkt, sondern die ganze Mobilität funktioniert ohne Fahrer und ohne jegliche Ampeln. Daten, die von den Autos ausgehen und die Sensoren, die die Positionen der Vehikel erkennen und dann miteinander kommunizieren, ermöglichen einen reibungslosen und vor allem sicheren Verkehr.

Eine kleine Anekdote aus der Zukunft, die sehr weit entfernt erscheint, doch bald in Teilen der Realität entsprechen könnte. Dennoch mag ein solcher Tag in der Utopie heute nahezu verschwenderisch erscheinen. In gewisser Hinsicht ist es das, aber für Menschen, die auf fremde Hilfe im täglichen Leben angewiesen sind, könnte ein solches Smart Home Konzept die Lösung sein.

Eine Einführung des Konzeptes sollte keineswegs die Pflegenden ersetzen, da der menschliche Kontakt zu hilfsbedürftigen und älteren Menschen schon jetzt zu kurz kommt. Vielmehr sollte der Fokus auf die Gesundheit dieser Gruppe erweitert werden. Nützlich sein können die Patientenüberwachungsdienste in einer häuslichen Umgebung, um Gesundheitszustände zu erkennen, Hilfsdienste zu gewährleisten und bei Bedarf lokale Warnungen oder Alarmer zu generieren. Die Analyse der Daten kann dann längerfristig die Trends erkennen lassen, um besser die Zeitpunkte der Eingriffe durch die Pflegenden festzulegen und bei Bedarf schneller zu handeln.

Sensorized Environment for Life (SELF) ist eine intelligente Umgebung, die durch *Selbstkommunikation* die Aufrechterhaltung des Wohlbefindens einer Person ermöglicht. Durch die unsichtbaren Sensoren, die am Körper sowie in der Umgebung verteilt sind, analysiert SELF die Gesundheit mit verschiedenen Parametern und liefert die akkumulierten Ergebnisse an die Behandlungsakteure.

Vogel flieg

Mit dem *photographic gun* wollte Etienne Jules Mary den Flug einer Möwe so festhalten, dass jedes einzelne aufeinanderfolgende Standbild des kontinuierlichen Flugs zu sehen war. Bruno Latour schlägt uns eine umgekehrte *Fotografenpistole* vor, womit wir die *Bewegung* eines Gebäudes entwerfen können. Ein Gebiet bzw. Gebäude ist nicht träge, vielmehr ist es einem stetigen Transformationsprozess ausgesetzt. Prozesse, die bei der Planung kaum betrachtet werden, bzw. kaum betrachtet werden können. Als angehende Stadtplanende sind seine Sorgen nachvollziehbar. Fremde Entwurfsbilder oder eigene Modelle malten oft Visionen in der Praxis aus. Ja auch die Ergebnisse der Diskussionen über die Entfaltung dieser Visionen in der Praxis blieben meistens uneindeutig. „Was wäre, hätte die Gruppe sich lieber für die dichte Bauweise entschieden?“ Ähnliche Fragen wären vermeidbar, wenn die Information über die aktuellen Trends bei der Nutzung bestimmter Gebäude, Freiräume oder Gebiete leicht zugänglich ist und verwendet werden können. Trends können mühselig über qualitative oder quantitative Interviews erfragt werden, kollektive Daten würden das Ganze aber vereinfachen.

Die Entwicklung der virtuellen Realität ist in vollem Gange. Eine Verbindung der VR mit den kollektiven Daten ließen einen Planungsprozess noch reibungsloser verlaufen, als es durch den klassischen Modellbau der Fall ist. Ein Modell ist unverzichtbar, aber ein physisches Modell wäre eventuell nicht mehr notwendig, wenn die Möglichkeit visueller Gebietsbegehungen mit verschiedenen *live* Transformationszenarien bestünde.

So gut wie für Zukunftsszenarien eignet sich die Nutzung kollektiver Daten auch für historische Stadtansichten. Das Gesicht der Städte in verschiedenen Jahrhunderten könnte erlebbar werden, nicht nur über Fotografien und Bilder.

Futuristische Bilder wirken nostalgisch und sind vor allem phänomenal auszumalen. Dennoch sind Bedenken gegenüber dieser berechtigt. Eine auf diesen Technologien basierende Zukunft bietet ein breites Möglichkeitsspektrum, wie z. B. ein vereinfachtes Leben oder eine höhere Lebenserwartung. Gleichzeitig birgt diese Zukunft auch einige Risiken. Gelangen die kollektiven Daten in die falschen Hände, können sich die Vorteile in Nachteile umwandeln. Es stellen sich dann Fragen wie: Wer gewährleistet einen guten Umgang mit den Daten? Was ist ein guter Umgang? Was ist mit den Daten möglich?

„Wir können den Kontext um ein bestimmtes Verhalten herum konstruieren und auf diese Weise Veränderungen erzwingen... Wir lernen, wie man die Musik schreibt, und dann lassen wir sie zu der Musik tanzen“

Dies geht aus einem Artikel zu dem Buch *The Age of Surveillance Capitalism: The Fight for a Human Future at the New Frontier of Power* von Shoshana Zuboff hervor. Dieses Zitat stammt von einem Datenwissenschaftler, der mit diesem, die immense Macht der Daten und die der *Datenbesitzer*innen* reflektiert. Die oben beschriebenen Nutzungsmöglichkeiten würden bei einer fairen Steuerung eine extreme Vereinfachung des menschlichen Daseins versprechen. Die aktuelle Datennutzung führt laut Zuboff jedoch eher in die andere Richtung. Ob Google oder Facebook und Co. – sie alle wissen eine Menge über uns und unser Verhalten. Bei Facebook werden die von uns verschickten Textnachrichten und Emoticons im Hintergrund anonym analysiert, um eine Profilierung der Nutzenden zu entwickeln. Hier hat sich ein eigenes Öko-System gebildet, das diese Daten für z. B. ein besseres Produktplacement ihrer Dienstleistungen nutzt.

Insgesamt ist es, laut Zuboff, eine neue Art des Kapitalismus, die vor

allem ihren Hauptgewinn durch die Überwachung von Aktivitäten der Konsumierenden sichert und sie in ihrem Verhalten, z. B. Kaufverhalten indirekt beeinflusst. Daten sind also das neue Gold und das Beste daran ist, dass der Abbau keine körperliche Anstrengung benötigt und insbesondere fast nichts kostet.

Ein Blick zurück auf die Corona-App verdeutlicht, dass kollektive Daten insgesamt viele Nutzungsmöglichkeiten bieten, gerade in der Stadtplanung. Die Welt ist aber keine Utopie und Verfolgung, Kriege und Machtspiele gehören zum Alltag vieler Menschen. Ein Regime mit einer Mission der Unterdrückung bestimmter Bevölkerungsgruppen bzw. Einzelpersonen würde mit solchen kollektiven Daten eine starke Waffe besitzen. Im Falle der Corona-App ließe sich das sogar unter dem Motto *Sicherheit und Virusbekämpfung* einsetzen - ein Gedankenspiel. *Data Colonialism* ist ein Begriff, der u. a. im Bezug zu den Risiken der Datennutzung diskutiert wird. Oft werden Parallelen zu dem historischen Kolonialismus gezogen, mit der Hauptfunktion, fremde Ressourcen auszubeuten.

Fazit

Die Nutzung der kollektiven Daten ließe mit Sicherheit den Horizont der Menschheit erweitern und der anfänglich beschriebenen Utopie näherbringen. Nur zu welchem Preis können wir eine utopische Welt bauen? Würde die Gesellschaft einer freiwilligen Überwachung zustimmen für einen guten Zweck? Einen Schritt zurückgehen ist unmöglich, da die Technologie, die diese Chancen und Gefahren in sich trägt, schon existiert. Sie wird sich ohne Rücksicht auf die Menschheit weiterentwickeln. Gibt es dann kein Mitspracherecht? Doch! Auch wenn die Entwicklung dieser Technologien kaum von der Gesellschaft gesteuert werden kann, so ist es ihr doch möglich zu bestimmen wie diese Technologie genutzt werden soll.

Wir können beeinflussen, wer diese Daten bekommt und mit welchen Maßnahmen wir die Rahmenbedingung der Nutzung dieser Daten regeln. Es sind schließlich unsere Daten!

Auf den Spuren von...

...die M*straße in der Berliner Friedrichstadt

Text: Lilly Schnell



M*straße, Ecke Glinkastraße (Foto: Lilly Schnell)

Der 25. Mai 2020, als George Floyd von einem weißen Polizisten in Minneapolis getötet wurde, markiert für viele Menschen einen Tag, an dem Rassismus offen zutage trat. Für die BIPOC-Communities war es nur ein weiterer öffentlicher Fall von Rassismus, während sie weiterhin jeden Tag damit konfrontiert sind. Das Ereignis schlug medial hohe Wellen und machte Rassismus zu einem unausweichlichen Thema für weiße Menschen. Initiativen, die seit vielen Jahren zu rassistischen (Alltags-)Themen informieren und für eine antirassistische Gesellschaft kämpfen, rückten in den Fokus der Berichterstattung.

Der Fall des Mordes an George Floyd liegt jetzt viele Monate zurück und in den Medien ist kaum noch etwas

von Initiativen oder der Aufarbeitung von Alltagsrassismus in Deutschland zu hören. Wo können wir in unserem Alltag Rassismus finden? Ein Blick auf die Geschichte des Rassismus zeigt, dass er tief in unserer Gesellschaft verwurzelt ist.

Die rassistischen Strukturen unserer Gesellschaft gehen zurück auf die Kolonialisierung Afrikas, Asiens und Amerikas. Europäische Staaten wie Großbritannien, Frankreich und die Niederlande waren ebenso wie Belgien und Deutschland an der imperialistischen Ausbeutung der Kontinente beteiligt. Die ersten deutschen Bestrebungen sich auf Kosten des afrikanischen Kontinents und seiner Bevölkerung zu bereichern, gehen zurück

auf die Herrschaftszeit von Kurfürst Friedrich Wilhelm I. und die Errichtung von Großfriedrichsburg in Ghana. Dort begann der deutsche Sklavenhandel nach Amerika, aber auch nach Deutschland. Neben der Ausbeutung afrikanischer Ressourcen strebten die Kolonialisten auch einen Kulturtransfer an, der indigene, politische und soziale Strukturen betraf, die durch deutsche Traditionen und Kultur ersetzt wurden. Sie legitimierten den Kolonialismus mit ihrem Bewusstsein die „übergeordnete Rasse“ als „Weiße“ zu sein. Handel und Vertragsabschlüsse mit der Bevölkerung wurden immer zum Vorteil der europäischen Kolonialisten ausgeführt. Die unter- und übergeordneten Verhältnisse waren klar geregelt. Das fehlende Bewusstsein für dieses Un-

recht und seine Folgen sind bis heute ein Grund für das Weiterbestehen von rassistischen Strukturen in unserer Gesellschaft.

Was aber hat die M*Straße (der gesamte Name ist absichtlich nicht ausgeschrieben, weil es sich um eine rassistische Fremdbezeichnung handelt, die hier nicht weiter reproduziert werden soll) mit dem deutschen Kolonialismus zu tun? Die Bezeichnung *Mohr* geht auf das althochdeutsche Wort *mor* zurück, dass vom lateinischen *maurus* (=Bewohnende Mauretaniens) abstammt. Ursprünglich wurden die Bewohnenden Mauretaniens und der ganzen nordafrikanischen Küste so benannt. Im deutschen Sprachgebrauch differenzierten sich die Begriffe *Maure* und *Mohr* heraus, die einerseits *Heiden* und Menschen muslimischen Glaubens, andererseits Schwarze bezeichnen sollten. Im literarischen und historischen Kontext wird die Bezeichnung *Mohr* in Zusammenhängen verwendet, die die beschriebenen Menschen als Person und in ihren Handlungen herabsetzt („*Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.*“ – Schillers Die Verschwörung des Fiesco zu Genua).

Jetzt mögen Personen sagen: Das war eben die allgemeine Meinung damals, so hat eben jede Person gedacht. Diese Annahme ist aber falsch. Philosoph*innen, Mediziner*innen und Dichtende schufen eine Kultur, die seit Jahrhunderten Diskriminierungsmuster anhäuft und es mit einem kulturellen Code ermöglicht, andere zu verachten. Dieses Muster findet sich bereits zum Beispiel bei dem Aufklärer Immanuel Kant:

„*Die Menschheit ist in ihrer größten Vollkommenheit in der Rasse der Weiben. Die Gelben haben schon ein geringeres Talent. Die Neger sind weit tiefer. Am tiefsten steht ein Teil der amerikanischen Völkerschaft.*“

und zieht sich bis in die heutige Zeit, beispielsweise zum Deutschen Entwicklungsminister Dr. Gerd Müller, der 2016 in einem Vortrag zur UN-Klimakonferenz sagte:

„*Wenn eine afrikanische Frau hundert Dollar verdient, wie viel bringt sie nach*

Hause? 90 Dollar. Wenn ein afrikanischer Mann hundert Dollar verdient, wie viel bringt er nach Hause? 30 Dollar. Was hat er mit dem Rest gemacht? (lacht) Alkohol, Suff, Drogen, Frauen natürlich.“

Immerhin entschuldigte sich Gerd Müller für diese Aussage, und verwies auf den eigentlichen Standpunkt, dass Frauen sich stärker um die Familienbelange kümmern. Das ändert jedoch nichts am rassistischen Grundgehalt der Aussage.

Die M*Straße in Berlin-Mitte ist ebenso eine Manifestation von Rassismus, hier im Kontext der Stadt. Nicht alle Menschen teilen diese Ansicht. In Streitigkeiten zu Straßenumbenennungen verlagert sich der Konflikt schnell von der sachlichen auf die emotionale Ebene. Bevor die Umbenennungsdebatte der M*Straße aber thematisiert wird, sollte noch ein Blick auf die Tradition von Straßenumbenennungen geworfen werden.

Eine Straßenumbenennung wird und wurde von Menschen vorgenommen, die aktuell das Deutungs- und Meinungsmonopol besitzen. Somit ehren die Straßennamen wichtige Personen, Orte oder Ereignisse dieser Zeit. Sie sind jedoch kein Spiegel der Geschichte, weil sie selektiv nur einen bestimmten Teil der Gesellschaft thematisieren. Über den Zeitraum der Tradition von Straßenumbenennungen lassen sich Tendenzen ablesen. So wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorrangig dynastische Namen vergeben, in den 1950er Jahren, Namen von NS-Opfern und in den 1980er Jahren lokale Frauenpersönlichkeiten geehrt. Wen oder was ehrt nun also die M*Straße? Die unfreiwillig aus Afrika nach Deutschland gebrachten Menschen, die als *Hofmohren* dienen mussten?

Schluss mit rassistischer Diskriminierung und der Relativierung von kolonialen Verbrechen! Das Bündnis *Decolonize Mitte* und die *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* setzen sich seit Jahren für eine Umbenennung der Straße und eine Anerkennung von Kolonialismus und Rassismus als Verbrechen ein. Anwohnende oder Politiker*innen halten dagegen. Sie berufen sich darauf, dass die M*Straße einen

Teil ihrer Geschichte darstellt, in der es BIPOC nur als unterdrückte Menschen zu geben scheint. Auch das Argument der hohen Kosten und des unzumutbaren Chaos für Anwohnende und ansässige Firmen wird bei diesen Diskussionen gern ins Feld geführt. Dabei vergessen die Menschen gern problemlose Straßenumbenennungen nach dem Zweiten Weltkrieg oder nach der Wende 1989/90.

Seit 1706 heißt die Straße in Berlin-Mitte M*Straße und seit vielen Jahren kämpfen Initiativen z. B. mit Straßenumbenennungen für eine Umbenennung. Lange stießen die Forderungen auf Gegenwehr, doch der Tod von George Floyd in den USA hat einiges bewegt, sogar die Bezirksverordnetenversammlung Berlin-Mitte im Sommer 2020, die beschloss die M*Straße in Anton-Wilhelm-Amo-Straße umzubenennen. Der seit 1992 gleichnamige U-Bahnhof hat bisher keinen neuen Namen, mit Ausnahme des zwischenzeitlichen Fauxpas Glinkasträße, nach der anliegenden Straße.

Die Umbenennung der M*Straße ist ein kleiner Teil zur Aufarbeitung unseres Rassismusproblems in Deutschland, aber keine ausreichende Lösung für die vor uns liegenden Herausforderungen. Aus dem Straßenbild ist Rassismus auch noch nicht verschwunden. Im Wedding erinnert das afrikanische Viertel noch immer an grausame *Herrnmenschen* und kolonialisierte Länder in Afrika. Die Anton-Wilhelm-Amo-Straße wird einen neuen Einblick in die Geschichte von BIPOC in Deutschland öffnen und ehrt einen Mann, der Opfer der kolonialen Machtdemonstration wurde. Es ist aber nur ein kleiner Schritt in die richtige Richtung einer gleichberechtigten Gesellschaft mit der Anerkennung verschiedener Lebensrealitäten. *#blacklivesmatter*

Buchempfehlungen:

Benz, W. (2019): *Alltagsrassismus – Feindschaft gegen „Fremde“ und „Andere“*, Wochenschau Verlag, Frankfurt am Main.

Hasters, A. (2019): *Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten*, 1. Auflage Hanser Verlag, München.

Innehalten





Timescapes

The wind falls still and days
Zigzag ahead of me
What game is it we play
What is it that we weave

As days change colors
Shades of blue and red
Nothing is bygone
As we stand face to face

With more than we were taught to count
I am confined Your nights are more than mine

Oh, tell me
What horizon do I have?
The time we would have had
Had we been given time?

What is a while?
And how can we reverse?

Day comes draws near,
Draws me a trace,
As if to say:
I take you with me,
Take with you a few
Deep breaths
As if to say

A minute is a minute
A day remains a day

[Friederike Pank]



The Distant

Cage or cave?
Caged in Cape!
Bypassing empty halls and alleyways,
In memories of the old shape,
Condolences to the transient stays.

For the eternal would we have said!
Still snow falls and it melts,
Still the sun shines and it rains.
Did we ask for change?
Condolences to the transient stays.

To that not forever stays:
Echo of the trumpets,
In a squared place,
Still no face.
Cage or Cave?
Condolences to the transient stays.

Faded visuals of attire,
Faded robe placed as prior;
The stairs of the trial,
Some may have no desire;
Some may ask what it takes,
„Someone seize the fire“.
Condolences to the transient stays.

So near and so far,
Thoughts on void of the revealed space;
Final gear in the fast car,
In memories of the old shape.
Some may ask what it takes,
Condolences to the transient stays.

[Abhiyan Raj Bhusal]



Campus



Hochschulen in der Krise. Wir müssen reden!

Die Devise lautet: Mehr Geld, mehr Platz, mehr Mitsprache!

Lara Danyel, Vivienne Graw, Benedikt Schroeter (TU Berlin), Thomas Münchow, Julian Schneider (TU Kaiserslautern), Clara von den Driesch (Uni Kassel)

Rapide Urbanisierungsprozesse, wachsende soziale und räumliche Ungleichheiten, die Ausbeutung natürlicher Ressourcen sowie die Unausweichlichkeit der Klimakrise fordern ein Umdenken innerhalb der Stadt- und Regionalplanung. Grundpfeiler für eine solche Transformation stellen unsere Hochschulen dar, denn hier wird der fachliche Nachwuchs ausgebildet, der Antworten und Lösungen auf die Krisen unserer Zeit finden muss.

Dass den Hochschulen eine solch bedeutsame Rolle zufällt, geht in erster Linie auf ihre Stellung als konstituierender Teil demokratischer Gesellschaften zurück. Neben der Wissensproduktion institutionalisieren sie eine kritische Reflexion gesellschaftsrelevanter Phänomene und Entwicklungen. Dabei geht es nicht nur darum, neues Wissen zu generieren. Vielmehr ist es eine Kernaufgabe der Hochschulen, Wissen in Kontexte einzubetten, in seinen Wirkungen zu reflektieren und auf die Fragestellungen, Bedürfnisse und Strukturen einer Gesellschaft zu beziehen. Denn Wissen wird erst wirkmächtig, wenn es in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext gesetzt wird.

Somit ergeben sich eine Reihe von Erwartungen, die Hochschulen zu erfüllen haben. Neben der Wissensproduktion, also dem Forschen und Erkennen, ist es die Aufgabe von Hochschulen, die Erkenntnisse einzuordnen. Und dieses kontextualisierte Wissen muss dem demokratischen Diskurs zugänglich gemacht – also in angemessener Weise vermittelt und aus den Hochschulen in die Gesellschaft hineingetragen werden.

Eine enge Einbindung in das System einer demokratischen Gesellschaft setzt zugleich voraus, dass sich diese auch in der hochschulinternen Organisation widerspiegelt. Hochschulen sollten Orte sein, an denen Demokratie verhandelt, praktiziert und erneuert wird; einerseits in der internen Selbstverwaltung, andererseits als selbstbestimmt agierende Akteur*innen im politischen System.

Was die Hochschulen im Kontext der demokratischen Gesellschaft leisten sollen, gilt gleichermaßen für die eigene Lehre. Das ist gerade für angehende Stadtplaner*innen maßgeblich, deren Profession in hohem Maße für die Fähigkeit zur Übersetzung fachlicher Erkenntnisse und deren Einbringung in Diskussionsprozesse steht, an denen eben nicht nur Fachleute beteiligt sind. Leider wird in der Hochschullehre immer noch viel zu oft Wissen einseitig vermittelt.

Um sowohl den genannten gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen als auch dem Anspruch einer Ausbildung zu kritischen und kompetenten Stadtplaner*innen gerecht zu werden, müssen sich Hochschulen und Universitäten einerseits in ihrer inhaltlichen Ausrichtung, aber auch vor dem Hintergrund ihrer strukturellen Rahmenbedingungen ändern.

Welche Veränderungen und Umstrukturierungen dafür nötig sind, wird unter den Gesichtspunkten Finanzierung, Selbstverwaltung, Ausstattung und Lehre weiter ausgeführt.

Finanzierung der Hochschulen

Damit Hochschulen ihre Rolle wahrnehmen können, benötigen sie genügend finanzielle Ressourcen, mit denen sie als selbstbewusste Akteur*innen, unabhängig von staatlichen und privaten Einflüssen, agieren können. Das Gegenteil ist aktuell der Fall: Die finanziellen Leistungen der Bundesländer reichen gerade einmal für das Aufrechterhalten des Grundbetriebs aus. Für alles, was über die Sicherung von Minimalstandards hinausgeht, fühlen sich die Länder nicht zuständig. Zudem werden Hochschulen in die Situation gedrängt, wie Wirtschaftsunternehmen zu agieren und schwarze Zahlen zu schreiben.

In der Forschung stellt sich ein ähnliches Bild dar: Forschungsprojekte, die aus dem Globalhaushalt der Hochschule finanziert werden, sind zu absoluten Ausnahmen geworden. Stattdessen müssen Wissenschaftler*innen für das Erhalten von Forschungsgeldern als Bittsteller*innen bei Drittmittelgeber*innen auftreten, um dort zeitlich begrenzte Finanzleistungen einzuwerben. Dabei wird neben den sich aus unsicheren Zukunftsaussichten für das wissenschaftliche Personal ergebenden Problemen das intrinsische Forschen vernachlässigt. Der Konkurrenzkampf um die finanzielle Ausstattung wird zusätzlich durch diverse Exzellenz-Initiativen angeheizt, deren Strategie auf die Schaffung einzelner Leuchtturmhochschulen abzielt. Dadurch wird das Ziel verfolgt, eine Handvoll Elitehochschulen zu schaffen, die sich im internationalen Wettbewerb mit anderen Hochschulen behaupten können. Die Folgen dieser Politik sind das

Entstehen eines Zwei-Klassen-Hochschulsystems auf Bundesebene sowie verstärkter Konkurrenz zwischen „exzellenten“ und „normalen“ Fachgebieten innerhalb der Hochschulen.

Ein System, das keine Kontinuitäten ermöglicht und Rivalität fördert, kann die Weiterentwicklung der Gesellschaft nicht nachhaltig vorantreiben. Gerade die Fachbereiche der Stadt- und Regionalplanung geraten bei der Mittelverteilung gegenüber anderen Disziplinen wie den klassischen Ingenieurwissenschaften oftmals ins Hintertreffen. Die Nicht-Besetzung von Professuren, eine unzureichende Ausfinanzierung von Forschung und Lehre sowie die mangelhafte Ausstattung von Räumen sind dabei die wesentlichen Symptome dieser Unterfinanzierung an deutschen Hochschulen.

Die Situation an den Hochschulen muss sich strukturell ändern: Hochschulen müssen ausfinanziert werden! Dafür benötigen die Länder einen größeren finanziellen Spielraum, der es ihnen ermöglicht, das Hochschulwesen besser auszustatten und zu sanieren. Nur so können in den Hochschulen Strukturen aufgebaut werden, die zu Entfristungen in Forschung und Lehre führen.

Lehre

Hochschulen sollen Räume des reflektierten und eigenständigen Denkens sein. Doch die Realität zeichnet ein ganz anderes Bild vom Studienalltag: Durch die Festsetzung von maximalen Prüfungsversuchen und Regelstudienzeiten diktiert die Prüfungsordnungen ein normatives Studierverhalten. Studienverlaufspläne takteten den Alltag durch und eine individuelle Studienplanung wird massiv erschwert. Das Selbststudium wird eingeschränkt statt gefördert. Jede Prüfungsleistung wird benotet, was dazu führt, dass sich Studierende im Wettlauf um begrenzte Masterstudienplätze in einer permanenten Konkurrenzsituationen wiederfinden.

Darüber hinaus ist der Betreuungsschlüssel an deutschen Hochschulen ein Trauerspiel. Die Zahl der Studierenden klettert seit Jahren nach oben, doch die Anzahl der Lehrstellen wird nicht ansatzweise angepasst. Hinzu

kommt, dass viele Lehrende sich aus der Betreuung von Abschlussarbeiten gänzlich zurückziehen, sodass wenige wissenschaftliche Mitarbeiter*innen und Professor*innen einen Großteil der Betreuungsarbeit leisten müssen. Lehrende dürfen nicht vor die Entscheidung gestellt werden, „Lehre ODER Forschung“ zu machen, denn beides muss strukturell miteinander verknüpft werden, damit die Qualität der Lehre gesichert ist. Hinzu kommt, dass den Studierenden aktuelle Forschungsprojekte an der eigenen Hochschule oftmals gänzlich unbekannt sind. All diese Aspekte zählen zu den Folgen mangelnder Qualitätssicherung an den Hochschulen. Evaluationen der Lehre werden in der Regel nur von den Lehrpersonen durchgeführt, die ohnehin ein Gefühl für die Belange der Studierenden besitzen und über gute didaktische Kompetenzen verfügen. Es gibt keine Konsequenzen für schlechte Lehre – und das in Berufspositionen, die praktisch unangreifbar sind.

Um eine qualitätsvolle Lehre an unseren Hochschulen sicherzustellen, muss sich einiges ändern. Die Prüfungsordnungen müssen so umgestaltet werden, dass es für Studierende möglich ist, sich intensiv und in selbstgewählter Geschwindigkeit mit ihrem Interessengebiet auseinanderzusetzen. Das Selbststudium sollte Zentrum der Ausbildung sein.

Außerdem muss das Machtungleichgewicht – Studierende sind der Bewertung von Lehrenden ausgeliefert, aber strukturell nicht in der Lage, bei schlechter Lehre Konsequenzen für Lehrpersonen zu erwirken – grundlegend aufgebrochen werden. Genau bei dieser Thematik ist es wichtig, die Position von Fachschaftsräten zu stärken. Die Ergebnisse von Lehrevaluationen müssen hochschulintern zur Verfügung gestellt werden. Fachschaften sollten die Möglichkeit haben, sich regelmäßig mit den Lehrenden auszutauschen, um Ergebnisse der Evaluationen sowie weitere studentische Kritikpunkte anzusprechen.

Selbstverwaltung

Trotz der grundgesetzlich geschützten Freiheit von Forschung und Lehre kann die Selbstverwaltung an deutschen

Hochschulen aktuell nicht sichergestellt werden.

Eine der Ursachen für diese Problematik ist der sukzessiv gestiegene Druck, dem alle Statusgruppen an Hochschulen unterliegen und der sich in Form von restriktiven Prüfungsregimes, Regelstudienzeiten bzw. halben Stellen und befristeten Verträgen beispielhaft darstellt. Des Weiteren führen unausgewogene Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Studierenden und Lehrenden sowie gegenüber der Hochschulleitung zur Selbstzensur und dadurch zu Einschränkungen bei der Interessenvertretung.

Zusätzlich wird der Faktor Zeit zu einer bestimmenden Größe: Hochschulpolitisches Engagement von Seiten der Studierenden, wie beispielsweise das zeitaufwendige Reformieren von Studiengängen, steht immer im Spannungsfeld zwischen Studium und Arbeit und kann weitere Freizeitbeschäftigungen stark einschränken. Die Folge ist, dass die jeweilige Interessenvertretung fast vollständig von wenigen Aktiven durchgeführt wird. Diese Struktur der unbezahlten und wenig wertgeschätzten Arbeit fördert die Selbstausbeutung von Studierenden und anderen Statusgruppen, was sich schlussendlich in hohen psychischen Belastungen bei den Engagierten äußert.

Um die geschilderten Missstände zu beheben, benötigt es einen grundlegenden Wandel an unseren Hochschulen. Für die Verringerung hochschulinterner Abhängigkeiten müssen Hierarchien abgebaut werden, indem Entscheidungen mit allen Statusgruppen in paritätisch besetzten Gremien öffentlich diskutiert werden. Hierbei sind vor allem Beschlüsse über die Mittelzuweisung oder die zukünftige Ausrichtung von Hochschulen, Studiengängen und Forschungsprojekten von Relevanz. Für Studierende sind Prozesse rund um die Neuausrichtung von Curricula oder die Neubesetzung von Professuren im Rahmen von Berufungskommissionen von besonderem Interesse.

Dafür müssen die Strukturen im Hochschulwesen so umgebaut werden, dass die Mitarbeit in den Gremien nie-

derschwellig erfolgen kann und Zeiträume explizit für hochschulpolitische Tätigkeiten reserviert werden. Hochschulpolitisches Engagement muss wertgeschätzt und langfristig mit genügend Ressourcen ausgestattet werden, damit sich Aktive nicht zwischen Arbeit und Selbstverwaltung entscheiden müssen!

Ausstattung an Hochschulen

Zeitgemäße und ausreichend ausgestattete Infrastrukturen des Lernens und Lehrens bilden die Grundlage für gutes Studieren sowie anspruchsvolle Forschung. Diese Infrastrukturen sind bei einem Großteil der deutschen Hochschulen und für eine Mehrheit der Studierenden nicht gegeben, bzw. nicht an die Anforderungen eines zeitaufwendigen Projektstudiums angepasst.

Die Räume

Bestehende Arbeitsräume an der Universität sind im Durchschnitt weder funktional noch barrierefrei. Lehr- und Lernräume werden eindimensional gedacht und gestaltet:

Vorlesungssäle fördern eine einseitige, hierarchische und antiquierte Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden. Die technische Ausstattung und Möblierung dieser Räume ist teilweise so schlecht, dass sie guter Lehre aktiv im Weg steht.

Räumlichkeiten für Gruppenarbeiten und Modellbau sind - wenn überhaupt vorhanden - unzureichend ausgestattet, umkämpft und zeitlich nur begrenzt nutzbar. Es mangelt nicht nur an Räumen, sondern auch an finanziellen Ressourcen zur Ausgestaltung der unterschiedlichen Anforderungen an den studentischen Arbeitsplatz von heute. Das führt nicht nur unter Studierenden zu Nutzungskonflikten, sondern verstärkt Nutzungskonkurrenzen zwischen den Statusgruppen: Ein dringend benötigter Arbeitsraum für Studierende bedeutet meist auch einen Büroraum weniger für den Mittelbau!

Dass aktuell die Räumlichkeiten in den Hochschulen in der Covid-19-Pandemie nicht betreten werden dürfen, stellt die Studierenden vor zahlreiche Herausforderungen im meist viel zu kleinen Wohnraum. Allerdings wurde

dadurch auch klarer herausgestellt, für welche Veranstaltungsformate es digitale Alternativen gibt und wann geeignete Arbeitsräume an der Hochschule ein Muss sind.

Die Digitalisierung

Die Covid-19-Pandemie stellt eindrucksvoll dar, dass die papierbasierte Universität nicht mehr zeitgemäß ist. Gleich in mehreren Bereichen besteht Handlungsbedarf, angefangen mit der Studienverwaltung: So gibt es noch viele Hochschulen, in denen die Verwaltung analog organisiert wird. Andere Hochschulen besitzen mehrere digitale Plattformen, die ineffiziente Doppelstrukturen abbilden, wodurch Konstrukte aus unübersehbaren Plattformgeflechten entstehen. Wieder andere besitzen Plattformen, die derart starr konstruiert sind, dass Änderungen der Studienordnungen nicht umgesetzt werden können. Alle genannten Beispiele haben gemeinsam, dass sie das Selbststudium erheblich beeinträchtigen und für Neuanfänger*innen eine scheinbar unüberwindbare Hürde darstellen.

Daneben besteht Handlungsbedarf bei dem Zugang zu lizenzierter Literatur. Viele Hochschulbibliotheken haben nur ein eingeschränktes digitales Angebot an Fachjournals und studentischen Arbeiten. In vielen Bereichen des Studiums geht so fundamentales Wissen verloren, weil es nicht digital zugänglich ist. Ein begrenztes Scan-Angebot für analoge Bücher ist deshalb zwar eine Notlösung, aber sicherlich keine langfristige Strategie, um krisengewappnet lernen zu können.

Für die Studiengänge der Stadt- und Regionalplanung bestehen zusätzliche Anforderungen an die digitale Infrastruktur: Das Projektstudium benötigt Austauschplattformen, über die die gemeinsame Arbeit organisiert wird. Studierende und Forschende müssen, falls sie nicht auf die Vorteile digitaler, kollaborativer Arbeit verzichten können, auf kommerzielle Internetdienste wie Google und Zoom ausweichen und riskieren damit die kommerzielle Datenverwertung digitaler studentischer Aktivitäten. Daneben ist die Erbringung von Prüfungsleistungen für Studierende klar an bestimmte Programme und

technische Geräte geknüpft. Wer sich CAD und andere Visualisierungsprogramme oder die dazu notwendigen hochpreisigen Geräte nicht leisten kann, kann dieses Studium nur schwer absolvieren. Studierende geraten hierdurch in die ungewollte Situation, sich die Programme im Zweifelsfall illegal beschaffen zu müssen oder hohe Gebühren zu zahlen, da sie anderweitig die geforderten Prüfungsleistungen nicht erfüllen können.

Der Stand der Digitalisierung ist unzureichend - es besteht erheblicher Bedarf einer ganzheitlichen Digitalisierungsstrategie an unseren Hochschulen. So muss die Verwaltung und Organisation des Studiums über benutzer*innenfreundliche, transparente und vor allem auch flexible Plattformen sichergestellt werden. Zudem fordern wir die Hochschulen auf, bei der Ausgestaltung ihrer Infrastrukturen die Spezifika der Studienbedingungen zu berücksichtigen. Hierfür bedarf es insbesondere bei projektorientierten Studiengängen ausdifferenzierter Räume zum Arbeiten, Diskutieren, Präsentieren und Vernetzen. Das bedeutet auch allgemeine und studienalltagsangepasste Öffnungszeiten von Bibliotheken, Arbeitsräumen und Aufenthaltsräumen. Zur Ausstattung der Räume gehört zudem die Bereitstellung von leistungsfähigen Computerarbeitsplätzen, mit allen für das Studium relevanten Programmen. Zusätzlich müssen die Hochschulen den Studierenden genannte Programme und sichere Austauschplattformen kostenfrei zur Verfügung stellen, um so die Abhängigkeiten zwischen der individuellen sozioökonomischen Lage und dem Erfolg im Studium aufzulösen.

Fazit

Wie eingangs beschrieben, sollten Hochschulen Orte sein, an denen Studierende mehr als nur Fachkenntnisse für disziplinäre Qualifikationen erhalten. Vielmehr sollten sie dazu beitragen, dass Studierende Wissen kontextualisieren, kritisches Denken verinnerlichen und so gesellschaftliche Verantwortung übernehmen. Nationale Krisen, z.B. die Wohnungskrise in unseren Ballungsräumen, internationale Krisen, z.B. die Covid-19-Pandemie oder die drohende Klimakrise, zeigen

uns den erheblichen Transformationsbedarf jeden Tag aufs Neue auf.

Damit die Ausbildung in der Stadt- und Regionalplanung dem Transformationsdruck unserer Generation gerecht wird, müssen Organisationsformen und Lehrformate angepasst und Ressourcen neu verteilt werden.

Dafür müssen:

- » Hochschulen ausfinanziert werden;
- » das Selbststudium Zentrum der Ausbildung sein;

- » das Machtungleichgewicht zwischen Lehrenden und Studierenden aufgebrochen werden;
- » statusgruppenübergreifend Hierarchien abgebaut und Entscheidungen in paritätisch besetzten Gremien gefällt werden;
- » hochschulpolitisches Engagement angemessen gewürdigt werden;
- » genügend Räumlichkeiten, die auch entsprechend technisch ausgestattet sind, bereitgestellt werden;

- » eine ganzheitliche Digitalisierungsstrategie an Hochschulen aufgebaut werden.

Denn nur so können Hochschulen Studierende zum Reflektieren, Kritisieren und zu transformativen Denken anregen, sodass sichergestellt wird, dass junge Stadtplaner*innen auch künftig innovative Antworten auf die Herausforderungen und Krisen unserer Zeit finden.



Wie düster in die Lage an den deutschen Hochschulen wirklich? (Foto: Nino lizenziert unter CC BY-NC 2.0, „TU“)

Digitale Lehre – Einblick in den Studienalltag

Über Kaffee, Routinen und Visionen – Bilanz eines Online-Semesters

Text: Lara Danyel

Es ist Montagmorgen um 7:55 Uhr. Ich liege im Bett, wohl wissend, dass mein erstes Online-Seminar in fünf Minuten beginnt. In meinem Kopf gehe ich seit einigen Minuten durch, wie lange ich wohl brauche, um mir die Zähne zu putzen, mich anzuziehen, Kaffee zu kochen, Müsli zu essen und mich in die zoom-Konferenz einzuwählen. Mir wird klar: So ganz kann das nicht aufgehen.

Und so starte ich etwas hungrig, aber mit einem starken Kaffee bewaffnet in mein erstes Online-Seminar. Glücklicherweise sind alle Anderen genauso verschlafen. Ich blicke in die müden Gesichter und lasse mich von der Vorlesung berieseln. Viel mehr als ein kurzes „Ja, wir hören Sie“ oder ein „Nein, die Grafik können wir nicht sehen“ wird in dieser Sitzung nicht von mir verlangt. Ab und zu schweift mein Blick in die Ferne und ich schaue aus dem Fenster, um fast beruhigt festzustellen, dass der Tag auch während einer Pandemie seinen Gang geht.

Abstand halten

Die Corona-Pandemie rückt Körper und Raum in den Fokus. Wie sich diese refigurieren, also angepasste Formen annehmen und neue Bezüge herstellen, damit beschäftigt sich auch der Corona-Blog des SFB1265, ein interdisziplinärer Forschungsverbund, der räumliche Neuordnungen in globalisierten Transformationsprozessen untersucht. Wo der Körper zur potentiellen Gefahr wird, müssen Kontakte reduziert werden. So haben wir es inzwischen alle verinnerlicht - es ist das Mantra der Pandemie. Dabei hat es Zeit und Widerspruch gebraucht, bis diese Nachricht auch für Schulen, Ar-

beitsplätze und den Einzelhandel als allgemein umsetzungspflichtig erklärt wurden. Die Universitäten rücken in den Hintergrund, denn grundsätzlich läuft die Lehre ja weiter. Zu Recht, will man meinen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie einschneidend die Folgen des Online-Unterrichts für Schülerinnen und Schüler in prekären Lebensverhältnissen gerade sind. Aber auch wir müssen aufeinander Acht geben, uns ehrlich fragen, wie gut wir durch diese Tage des #stayathome und Social Distancing kommen. Das bedeutet auch die Vereinzelnung, die wir gerade als Studierende erfahren, anzugehen und neue Formen des studentischen Miteinanders zu entwickeln.

Spazieren gehen

Ich hätte nie gedacht, dass das Spazieren gehen zu einer so wichtigen Routine für meinen Uni-Alltag werden könnte. Mal mit Freunden, mal mit Freunden und Hund, aber auch alleine laufe ich durch meine Nachbarschaft, wähle zwischen Natur, Menschen, Wasser und Straße für meinen Spaziergang. Das sind die Tage, an denen sich nicht eine Videokonferenz an die nächste reiht und ich mein mir selbst auferlegtes Maß an Vitamin-D-Bedarf erreiche. An anderen Tagen erübrigt sich der Spaziergang bei Tageslicht und ich verlasse erst gegen 18 Uhr meine Wohnung, um mir die Beine zu vertreten. Gerade dann ist es schön an der kalten, frischen Luft durch die dunklen, leeren Straßen zu schlendern und der Straßenbahn dabei zuzusehen, wie sie in einiger Ferne eine Brücke überquert, während im Wasser der Spree ihre Lichter aufleuchten, bevor sie dann abrupt wieder verschwinden

und ihr Hall sich im Nichts verliert. Besonders in diesen Momenten genieße ich es, in Schönevide zu wohnen. Die Industriearchitektur mit ihren schlummernden Riesen und weiten Flächen scheint wie dafür gemacht, sich von Zeit zu Zeit in Einsamkeit zu üben. Mit der Einsamkeit kommt das Innehalten - und so wird die Pandemie für die Glücklichen, die nicht vor existentiellen Sorgen stehen, auch zu einer Zeit des Reflektierens.

Fragen stellen

Seit fast einem Jahr entfallen der tägliche Weg zur Uni, das dichte Gedränge in der Mensa und die stickige Luft der Einführungsvorlesung zur Stadt- und Regionalplanung. Wie viele andere Kommiliton*innen weiß ich nicht, ob ich noch einmal wieder regulär studieren werde, bevor die Pandemie vorbei ist und ich mit meinem Masterstudium fertig bin.

Das Online-Studium hat aber auch seine Vorteile – einer davon ist definitiv der Kaffee, den ich mir jetzt auch während der Vorlesung machen kann. Dazu kommt die Feststellung, dass manch eine Vorlesung auch gut ohne die Präsenz im Vorlesungssaal auskommt - zumindest ist die Akustik meines Laptops besser als die im EB222.

Wie wirkt sich die Pandemie auf unser Studium aus? Was brauchen wir im Online-Sommersemester 2021?



Was im Online-Semester zugenommen hat, ist der Fokus auf den Bildschirm. (Foto: Audun Huseby, lizenziert unter CC BY-SA 2.0, „Untitled“)

Visionen entwickeln

Was die Pandemie auch gezeigt hat ist, dass die Universität nicht ohne den materiellen Raum auskommt. Dessen Funktion des gemeinsamen Lehrens, Lernens und Forschens ist nur ein kleiner Teil dessen, wonach wir uns jetzt sehnen: der soziale Austausch, das gemeinsame Arbeiten und Nicht-Arbeiten, die flüchtigen Kontakte auf dem Universitätsflur, der gemeinsame Filmabend vom Kino Urban. Das kurze Gespräch mit Lehrpersonen im kleinen Kreis nach Ende der Lehrveranstal-

tung, der gemeinsame Bib-Tag, die Leidensgemeinschaft Atelier - welchen Wert messen wir den sozialräumlichen Kontexten der Universität in Zukunft zu? (Wie) wird sich die Uni wandeln?

Diese Fragen sollten wir uns nicht nur stellen. Vielmehr sollten wir gemeinsam Visionen dafür entwickeln, wie sich der universitäre Raum aus studentischer Sicht verändern muss, wenn wir einmal wieder zu einem 'Normalzustand' zurückkehren. Diese Frage stellt sich übrigens auch der Tag der Lehre

beim diesjährigen 7. Hochschultag der nationalen Stadtentwicklungspolitik, der voraussichtlich im Sommer 2021 stattfinden wird. Vielleicht sieht man sich dann ja auch mal wieder in Person - oder auf einen Kaffee in der PlaWi?

Was sind eure Eindrücke aus dem Online-Studium? Wie blickt ihr auf das Veränderungspotential, das uns die Corona-Pandemie für die Universität eröffnet hat? Schreibt es uns an: planik@projektrat.de

Reflexion Online–Semester

Das Corona-Virus und ich lernen zusammen zu leben

Text: Olga Shitikova

Quarantäne, Selbstisolation und Fernstudium sind die neue Realität des akademischen Lebens. Vor einem Jahr war es kaum vorstellbar, dass zoom-Meetings die Präsenzseminare ersetzen würden. Und dann war auf einmal alles online.

Das einzige, was ich am Online-Studium anziehend finde, ist, dass ich morgens nirgendwo hingehen muss. Man wacht auf, zieht sich an und hört das Seminar. Hier enden die Vorteile von zoom-Meetings. Ich bevorzuge Live-Kommunikation, Gedankenaustausch mit Professor*innen und den Kommiliton*innen im Seminarraum und nicht mit einem Bild auf dem Computer.

Manchmal funktioniert das Internet nicht gut, Videos frieren ein und viele Informationen werden übersehen. „Ich kann dich nicht hören!“, „Kannst du mich hören?“, „Dein Bild ist eingefroren!“, wahrscheinlich sind dies die am häufigsten wiederholten Sätze des Online-Semesters. Es gibt viele Zwischenfälle. Manchmal vergisst man, die Kamera oder den Mikrofon auszuschalten. Und manchmal zeigen sich Professor*innen und Studierende gegenseitig ihre Haustiere oder die Souvenirs vom letzten Urlaub. Es ist sogar süß.

Wenn man anfängt, die Geschichten anderer Menschen über das Leben in Quarantäne zu hören, denkt man im Allgemeinen ein wenig nach und gerät

möglicherweise in Panik. Jemand hat geheiratet, jemand hat die Online-Kurse in Oxford absolviert, jemand anderes hat sein eigenes Geschäft eröffnet. Man hat das Gefühl, dass während die Anderen leben, man selbst immer noch im Zoom Meeting steckt.

Ich bin ein bisschen eifersüchtig auf all die Studierenden, die sagen, dass sie viel Freizeit in der Quarantäne haben. Woher bekommen sie ihre Zeit überhaupt? Persönlich habe ich noch weniger davon. Aber es ist erwähnenswert, dass ich mich immer noch über die Gelegenheit freue, studieren zu können, egal wie emotional belastend das Online-Semester manchmal sein mag.



Täglicher Arbeitsplatz. Kommunikationsort. (Foto: Olga Shitikova)

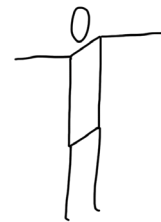
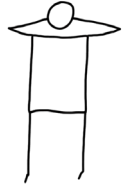
Tipps fürs (Online-)Studium

Übungen gegen den Videokonferenz-Rückenschmerz

Die letzte Videokonferenz ist überstanden, aber der Unitag sitzt dir noch im Nacken?

Beim Versuch, eine angenehme Sitzposition für deine Online-Vorlesung zu finden, hast du eine neue Yoga-Figur erschaffen? Einem Bericht des wdr vom 31.01.2021 zufolge leiden viele Menschen in Deutschland derzeit unter vermehrten Rückenschmerzen. Der Grund dafür ist offensichtlich: Der Küchentisch im Home-Office ist kein guter Ersatz für einen richtig eingestellten Arbeitsplatz. Da wir einen solchen als Studierende aber sowieso nicht kennen, sollten wir uns umso mehr ein paar Rückenübungen zu Gemüte führen. Gut, dass die Techniker Krankenkasse da mal ein paar Übungen zusammengestellt hat. Wir wünschen viel Spaß beim Ausprobieren!

<https://www.tk.de/techniker/magazin/sport/rueckentraining-2000336>



Tagesroutinen schaffen zum Durchhalten

Wo Routinen wegbrechen, müssen neue her! Denn Routinen geben Sicherheit und davon können wir in diesen Zeiten einige gebrauchen. Jede noch so kleine Tätigkeit hat dabei das Potential, euch den schwierigen Alltag etwas zu erleichtern. Der richtige Podcast zum Spazieren gehen, zwei paar auserkorener Home-Office-Jogginghosen oder die gemeinsame Verabredung zum Kochen via Videokonferenz lösen zwar nicht alle Pandemieprobleme, aber schaffen ein paar Lichtblicke für den Tag. Auch der Aufenthalt in urbanen Grünräumen kann das Stresslevel temporär senken - zumindest dann, wenn der Park nicht komplett überfüllt ist. Wenn es mit der Routine mal nicht so klappt und das Aufstehen schwer fällt, dann lautet die wichtigste Botschaft - sei nicht so streng mit dir. Wenn es hart auf hart kommt, kannst du Online-Uni auch bequem vom Bett aus machen!

Stimmung steigern mit coolen Hintergründen

Wer kennt es nicht? Der digitale Kurzvortrag, der zum halbstündigen Referat mutiert ist, hat dem Online-Seminar sein letztes Fünkchen Leben genommen. Du starrst in dein Laptop und dein Laptop starrt zurück. Du hast schon alle Zimmerpflanzen gezählt, die sich in den Hintergründen deiner Kommiliton*innen mehr schlecht als recht am Leben halten. Etwas Schwung muss her - aber wie? Eine tolle Lösung, von der alle gleichermaßen profitieren, ist der Videokonferenzhintergrund, den du in den Einstellungen manuell ändern kannst. Dabei kannst du auch eigene Bilder zu deinem Hintergrund machen, indem du diese hochlädst. Deiner Kreativität sind dabei keine Grenzen gesetzt - es kann jedoch sein, dass deine Lehrperson das für dich tut. Aber wer weiß, vielleicht taucht sie beim nächsten Seminartermin ja auch mit einem neuen Hintergrund auf.



Kostenlos!

Informieren, weiterbilden, Neues lernen - ein wichtiger Teil des Studiums. Doch Bücher sind nicht immer günstig oder in der Bibliothek erhältlich. Und wer träumt nicht von seiner eigenen Bücherwand als Hintergrund für das Zoom-Meeting? Die *Landeszentrale für politische Bildung Berlin* liegt direkt am Bahnhof Zoologischer Garten neben der C/O Galerie. Dort können sich Studierende aus Berlin pro Quartal vier Bücher (aber auch Zeitschriften) kostenlos aussuchen und mitnehmen. Für Berliner*innen gibt es vergünstigte Preise. Das Angebot kann online eingesehen werden. Außerdem sind diverse Publikationen der Stadt Berlin kostenlos erhältlich.

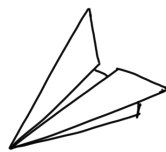
Hardenbergstraße 22-24
10623 Berlin
<https://www.berlin.de/politische-bildung/>



Gemeinsam Plakate bearbeiten

Die nächste Gruppenarbeit steht an und ihr wollt ein Plakat gestalten oder euch über Pläne austauschen? *Miro* ist eine Onlineplattform, die für Gruppenarbeiten genutzt werden kann. Auf einem virtuellen Whiteboard können Teilnehmende der Gruppen gemeinsam Projekte (z. B. Plakate), erarbeiten oder sich organisieren (in Mind Maps oder Prozessabbildungen).

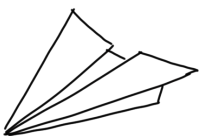
<https://miro.com/index/>



Buchempfehlung: Flexen. Flâneusen* schreiben Städte

Das Buch besteht aus 30 Geschichten von verschiedenen Autor*innen und gibt einen neuen Blick auf das Spazieren in der Stadt, in diesem Fall aus den Perspektiven von Frauen, Persons of Colour und Queers. Die Aneignung der Stadt geschieht hier auf ganz unterschiedliche Weise und das Flanieren wird neu definiert.

Dündar, Ö. Ö.; Göhring, M.; Othmann, R.; Sauer, L. (2020): *Flexen. Flâneusen* schreiben Städte*, 2. Auflage, Verbrecher Verlag.



Zusammenarbeit und Präsentation

Und wieder steht eine Gruppenarbeit an, vielleicht sogar mit einer Zusammenarbeit der anderen Kursteilnehmenden als Präsentationselement!? *Padlet* ist ein Online-Tool für die Zusammenarbeit verschiedener Menschen. Auf der Plattform können Boards, Dokumente oder Websites erstellt werden für die Organisation untereinander oder auch als Präsentationsformat oder als Unterstützung von Präsentationen.

<https://de.padlet.com/>

werk stadt – für alle

Die werk stadt – für alle ist eine Projektwerkstatt, die zum Sommersemester 2021 startet.

Text: Linus Bartens (Lena Heese, Camila La Terza Roth, Linus (Lena) Bartens)

Projektwerkstätten sind von Studierenden selbstorganisierte Lehrveranstaltungen, in deren Rahmen Projekte die Lücken im Lehrplan der TU Berlin füllen. Sie können über eine Laufzeit von vier Semestern bearbeitet werden. Die Projektwerkstatt 'werk stadt - für alle' startet im kommenden Sommersemester und gibt Studierenden die Möglichkeit, sich für 6 LP's pro Semester zu beteiligen. Die Werkstatt ist offen für Studierende aller Studiengänge und auch der Austausch mit von Marginalisierung betroffenen Personen und Organisationen außerhalb des universitären Kontexts ist ein wichtiger Bestandteil des Projekts.

Die *werk stadt - für alle* beschäftigt sich mit den städtischen Raumansprüchen marginalisierter Gruppen. Im Fokus stehen drei Gruppen, die sich auch überschneiden können:

- » FLINT*: Frauen, Lesben, inter* Menschen, nicht-binäre Personen, und trans* Menschen, *also Menschen, die auf Grund ihres Geschlechts und/oder ihrer sexuellen Orientierung durch das Patriarchat marginalisiert werden.*
- » LSBTQA: Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans*, queere Menschen und asexuelle Personen, *also Menschen, die auf Grund ihrer sexuellen Orientierung und/oder ihres Geschlechts in einer heteronormativen Welt marginalisiert werden.*
- » BIPoC: [engl. Black, Indigenous, People of Colour] politische Selbstbezeichnung Schwarzer

und Indigener Personen, *also Menschen, die auf Grund ihrer Hautfarbe und/oder Herkunft in einer rassistischen Welt marginalisiert werden.*

Wir wollen in diesem Projekt gemeinsam Räume anders denken und den Perspektiven auf Stadt von queeren Menschen, BIPoC und FLINT* ein größeres Gehör verschaffen, um gemeinsam zu den Bedingungen gleichberechtigter Teilhabe zu forschen. In dem Projekt ist ein respektvoller Umgang miteinander unabdingbar.

Im ersten Semester soll es um die Bedürfnisse und Raumansprüche von marginalisierten Gruppen in der Stadt gehen. Wir wollen zunächst anhand von Literatur die schon bestehenden Theorien und Forschungsstände betrachten, um anschließend den direkten Dialog mit den marginalisierten Personen zu eröffnen. Geplant sind Gespräche und Interviews, die möglicherweise in Form eines Podcasts veröffentlicht werden. Begleitend zu der Projektwerkstatt wird es Expert*innenvorträge oder Workshops geben. Da das Sommersemester 2021 wahrscheinlich digital stattfinden wird, haben wir das Projekt so ausgerichtet, dass es überwiegend online stattfinden kann.

Im darauffolgenden Semester wollen wir Safer Spaces und Zufluchtsorte im städtischen Kontext betrachten. Möglich ist eine Entwicklung einer Safer Map in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Organisationen, Beratungsstellen und Orten der Zuflucht.

Das dritte Semester richtet den Fokus auf die Stadtplanung. Es wird die Beteiligung an Bauvorhaben und Stadtplanung sowie die Methode des Gender Plannings betrachtet.

Im letzten Semester werden die verschiedenen Produkte und Erfahrungen aus den vergangenen Semestern gesammelt und aufgearbeitet. Der Fokus dieses Semesters ist die Vernetzung.

Wir sind Linus, Camila und Lena und studieren aktuell im Bachelor Stadt- und Regionalplanung an der TU Berlin. Es liegen schon einige Semester hinter uns, doch bisher gab es in unserem Studiengang zu den Themen gendergerechte, queere und anti-rassistische Stadt und Stadtplanung wenige Inhalte. Da wir dafür einen großen Bedarf sehen, haben wir uns dazu entschieden, diese Projektwerkstatt ins Leben zu rufen. Wir hoffen, damit einen positiven Beitrag für uns und alle Studierenden anderer Fachrichtungen leisten zu können. Wir sehen uns in der Projektwerkstatt als Initiator*innen, Moderator*innen und Organisator*innen. Die Idee ist jedoch, das Projekt gemeinsam mit allen Teilnehmenden weiterzuentwickeln.

Wir freuen uns zusammen mit euch die 'werk stadt - für alle' zu gestalten!

Wenn ihr mitmachen wollt, Ideen oder Vorschläge habt, schickt uns gerne eine E-Mail oder besucht uns auf unserer Website (im Aufbau):

werkstadtfueralle@gmail.com
werkstadtfueralle.wordpress.com

Studienberatung des ISR im Homeoffice

Text: Lena Heese

Es ist März 2020 und die TU Berlin wird in den Notbetrieb versetzt und alle Bereiche, in denen es möglich ist, ins Homeoffice verfrachtet – so auch die Studienberatung am ISR, die aktuell aus Kareem Yacoub und mir, Lena Heese besteht. Wir beide studieren im 5. Bachelorsemester Stadt- und Regionalplanung.

Also hieß es von heute auf morgen die gesamte Kommunikation, Betreuung und Bearbeitung der Anliegen der Studierenden von Zuhause aus durchzuführen. Tatsächlich war dies einfacher als gedacht, da der Großteil unserer Aufgaben nicht ortsabhängig ist (bis auf das Gießen der Büropflanzen, die mittlerweile mehr als tot sind) und die interne Kommunikation an der TU nun eh online durchgeführt wurde. Sogar die Kommunikation mit dem Prüfungsamt hat sich bisher als recht unkompliziert und zügig herausgestellt, wovon einige Studierende wahrscheinlich nur träumen können.

Doch was genau sind eigentlich unsere Aufgaben in der Studienberatung? Zuerst sind wir vor allem die Ansprechpartner*innen für die Studierenden am ISR und die, die bei uns studieren wollen. Wir beantworten Fragen rund um die Organisation und Inhalte des Studiums und unterstützen bei der Anerkennung von Studienleistungen. Auch bei Fragen rund um das Anmelden und Schreiben von Abschlussarbeiten kann man uns kontaktieren. Ebenso als Vermittler*innen bzw. Sprachrohr zwischen Studierenden und lehrenden Personen. Vor Corona erfolgte die Beratung meist vor Ort im Büro oder per Telefon, aktuell ausschließlich per Mail

und als Zoom-Sprechstunde zweimal wöchentlich. Im Großen und Ganzen funktioniert das ziemlich unkompliziert und gut, obwohl natürlich auch hier das Fehlen der persönlichen Gespräche unter uns Studierenden und mit den Studieninteressierten sehr fehlt.

Eine weitere Herausforderung war die Einführungswoche für die Ersti's am Anfang des Wintersemesters 2020/21. Anfangs waren Präsentationen und Einführungsveranstaltungen unter strengen Regeln und mit Hygienekonzept geplant, die steigenden Infektionszahlen in Berlin haben dies jedoch nicht zugelassen, weshalb wir recht kurzfristig in Zusammenarbeit mit dem Projektrat und Labor K eine digitale Einführungswoche veranstalteten. Ich glaube, es war für alle Beteiligten, vor allem für die neuen Studierenden im Bachelor und Master, eine herausfordernde und auch spannende Woche, die wir uns natürlich alle lieber im analogen Format gewünscht hätten. Es war ungewohnt die neuen Gesichter am ISR nicht persönlich bei Kaffee und Bier in der Plawi kennenlernen zu können, sondern für sich allein vor einem Bildschirm sitzend hinein zu sprechen. Die Hoffnung ist groß, dass wir in diesem Herbst die Einführungswoche wieder wie gewohnt mit gemeinsamen Ersti-Frühstück, Campusrundgängen und Gießkannen durchführen können.

Wir sind gespannt auf das kommende Sommersemester und hoffen sehr, dass dann auch einige Formate und Projekte wieder in Präsenz stattfinden können.

ANKOMMEN IN BERLIN

KINO URBAN

EMPFIEHLT

Berlin Stories -
Bücher einer Stadt

Ostkreuz

Berlin 4 Lovers

Wem gehört die Stadt

Unorthodox

3 Zimmer/Küche/Bad

53 min | 2014

filmfreund (VOEBB), Youtube

81 min | 1991

filmfreund (VOEBB)

72 min | 2019

filmfreund (VOEBB)

86 min | 2014

Youtube

4x 55 min | 2020

Netflix

118 min | 2012

AVA (VOEBB)

KINO URBAN SUCHT DICH!

Hast du Lust dich über deine Lieblingsfilme zum Thema Stadt(planung) auszutauschen, Filmempfehlungen zu schreiben und digitale Filmabende zu planen? Melde dich bei uns!

✉ KINO.URBAN.BERLIN@GMAIL.COM

📷 [@KINOURLBAN.BERLIN](https://www.instagram.com/@KINOURLBAN.BERLIN)

📘 [@KINOURLBANBERLIN](https://www.facebook.com/@KINOURLBANBERLIN)

KINO URBAN

FILMTIPPS

Café PlanWirtschaft. Hardenbergstraße 40a.